Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 3

Artikel: Wanderung dem Rhein entlang
Autor: Lauber, Cécile
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664905

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WANDERUNG DEM RHEIN ENTLANG

Von Cécile Lauber

Abend in Stein am Rhein:

Leise niedergehender, grauer Regen bringt seltsame Bewegtheit in die Malereien der Hauswände auf dem Marktplatz von Stein am Rhein. Die Kutsche des «Freiherrn von Schwarzenhorn» rollt stürmisch durchs Stadttor, die Aeuglein des bronzenen Bären, in dessen Rachen sich ein Skorpion verborgen hielt, funkeln boshaft, und die kanaanitische Traube schwankt am Tragbalken, im Rhythmus der schreitenden Männer. Mir scheint, als ich nun weitergehe und als einziger später Besucher die Glocke ziehe am Eingang zum Klösterchen von St. Georg, die phantastischen Fabelgestalten des Marktes würden sich, als verwehte Schatten, zusammen mit mir durch die Türe drängen. Aber während ich mich im Kreuzgang verzögere, schweben sie treppaufwärts dem Festsaal des Abtes von Winkelheim zu, wo sie sich, geheimens Lebens voll, farbendurchglutet, in die Fensternischen und an die Wände stellen. Um mich im Kreuzgang aber wird es noch einmal so still und menschenfern, als jetzt der Ton einer Glocke unendlich einsam von oben herab fällt, und meine Schritte auf den steinernen Fliesen einzige Antwort bleiben. Die Grösse des Verzichtes, die ein Mönchsleben fordert, wird mir so recht bewusst, und erschreckt mich hier, wo die Lieblichkeit und Anmut des Ortes sich bestrebt, ihn zu verkleinern, mehr noch als anderswo. Und wie ich wieder hinaustrete und mich der Rheinbrücke zuwende, streift mich der grösste Gegensatz dazu, Hauch eines geschäftigen Lebens, indem ein Dampfer stromabwärts rauscht, und vor der Brücke, als würde er sich verbeugen, das Kamin umlegt.

Am andern Morgen, in Tau und Sonnenschein, über die Brücke hinunter zum Kirchlein Burg, mit prächtiger Aussicht auf das Städtchen Stein, das sich mit spitzen Giebeln, zur Schnecke aufgerollt, in die buschigen Hänge der mittelalterlichen Festung Hohenklingen einschmiegt. Stromaufwärts, in den zarten Farben eines Aquarells von der Hand Cézannes, träumt die Insel Werd. Unendlicher Vogelsang im schmucken Friedhof, der von den römischen Mauerresten der einstigen Burg umgeben ist. Die Gräber sind eingehüllt im lauen Brodem der Lilien, des Flieders und des Jasmins. Aber im Innern des Kirchleins herrscht feucht säuerlicher Modergeruch, seinem ehrwürdigen Alter zukommend.

Wandernde Wolkenbilder über dem Rheinstrom, rasch wechselndes Licht, das sich in den Wellen spiegelt und bricht, fordert auf zum Weitergehen. Und nochmals aus dem Klösterchen von drüben ruft die einsame Glocke mir einen dünnen Singsang nach, als ich dem Ufer entlang aufwärts, durch Wiesen, an Höfen vorüber, unter blühenden Obstbäumen durch, Mammern zustrebe.

Doch nicht der grosse Park mit seinen edlen Nadelhölzern lockt mich dort. Ich möchte das Land kennen lernen und biege beim Gasthof zum «Adler» in das Strässchen ein, das zum Schlösschen Liebefeld führt.

Es geht steil aufwärts, durch einen herrlichen Wald mit einem reichen Baumbestand und wechselnden Lichtern. Tanne und Buche im ersten lodernden Saftgrün machen nur einen Teil davon aus. Sträusse rosastämmiger Kiefern ragen heraus. Eichen verdunkeln, Ahorn und Birken lockern das Grün auf oder färben es blaugrau; ebenso die wilden bewegten Pappeln, die sich silbrig hineinmischen. Eschen und Erlen sind auch da und beleben es mit zittriger Zeichnung. An der Strasse, wenn der Wald zurückflieht, stehn Säulenpappeln wie glänzende Fackeln, und über jede Lichtung, über jede Waldwiese spannen sich wuchtige Nussbaumkronen. Das Rauschen des Baches im Tobel geht mit wie das Rollen eines gespenstischen Karrens; ferne, geheimnisvolle Kuhglocken läuten dazwischen, und plötzlich stehn grosse, blond gefleckte Tiere unter den Bäumen wie Schildwachen und starren mich an. Im Waldschatten duften betäubend Vanilleorchideen und Waldmeister mit weissen Sternchen, und die schmal eingestreuten Wiesenstücke sind überschäumt von den grauweissen Wellen des Schierlings.

Im Augenblick, da die Strasse den Wald verlässt, schaut senkrecht von oben herab, aus einer Wolke weissflackernder Maronenkerzen, das Schlösschen Liebefels, mit schmalem Turm, dessen Fenster an die Wolken geheftet sind. Wer an ihnen

die Läden aufstösst, muss mitten in den Himmel schauen.

Und alles ist hier so still geworden, der Bach versickert, die steile, morastige Wiese, von Esparsetten und Luzernen überhaucht. Breitblättriger Huflattich zeichnet die verborgene Quellenstrasse eines Wässerchens nach. Und alles steht in betäubender Ueppigkeit.

So wie man nun das Schloss erreicht, werden die exotischen Nadelhölzer eines Ziergartens sichtbar. Gepflegte Blumenbanden führen hinein. Schwertlilien stehn in stolzer Einsamkeit.

Nun ist die Höhe erreicht. Wind fegt über zartrispige Matten, auf denen jetzt der blaue Eisenhut vorherrscht. Es wird weit. Noch schimmert nach rückwärts die Fläche des Bodensees aus grosser Ferne herauf, und schon öffnet sich nach vorn der Blick in das Innere des Thurgaus, ein Land, das von hier aus betrachtet, auch einem erstarrten Meere gleicht, zartgrün, nicht heftig, nicht mit der aufdringlichen Wucht der Urkantone, sondern in Farben, über die der silberne Hauch der deutschen Ebene hereinweht. Dörfer und Städte schmiegen sich in weiche Mulden; Frauenfeld, Weinfelden, vielleicht sogar Winterthur werden sichtbar. Ein typisch schweizerischer Ausblick auf bewegtes, anmutiges Land, vor die Füsse der Alpen hingeschwemmt, an ihnen verbrandend.

Aber unmittelbar neben mir trägt der Wegweiser am Strassenrand die mittelalterliche Aufschrift «Gündelhart»! Dieser Name, die Einsamkeit der kleinen Feldwege, die in schweigende Wälder münden, und die windverwehte Weite, erzeugen eine starke Stimmung, eine von mittelalterlichen Sagen erfüllte Atmosphäre. Besonders als jetzt wieder Regen einsetzt, rauhe Windstösse finstere Wolkenmassen herbeifegen, und der schmale Turm des Schlösschens sich in Nebeln verliert. Ich wandere im hartnäckig niedergehenden Nebel zurück nach Mammern, und weiter bis nach Steckborn.

Salenstein und Arenenberg:

Am Morgen wird Steckborn betrachtet. Das Städtchen vom Landungssteg aus gesehen, erinnert mich an gewisse Uferstellen in Korsika, so grau und alt und angeschmutzt wie dort, fallen auch hier die Mauern vom Schloss und von gewissen Häusern steil ab in das Wasser, das stark bewegt, mit den Wellen des im See mächtig werdenden Stromes, nach ihnen schlägt. Und so wie anderswo in der Schweiz der Holunder — lehnt sich hier an jedes zweite Haus: ein Schneeballenbaum.

Von Mannenbach geht es hinauf nach Salenstein, durch richtiges Buschland; jedoch die Büsche sind behangen mit sprossenden Johannisbeertrauben, mit Stachelbeerblüten oder kleinen, grünen Himbeerkissen. Inmitten dieses Beerenreichtums steht das Schloss, gebietender aber auch plumper als Liebefels, mit einer harten Steinstirne, festem Tor, strengen Fensteraugen, die misstrauisch hinunterspähen in eine grün durchloderte Talschlucht.

Und unweit davon, im Bogen abwärts, dem weiten Gelände zugekehrt, ruht über weichen Hügeln als sanfter Gegensatz: Arenenberg.

Hier sind die Gärten prächtig gepflegt; Kakteenhäuser verbergen sich im Schatten hoher Koniferen; beschnittene Hecken, nach französischem Geschmack, deuten den Geist der ehemaligen Bewohner an.

Das Innere steht dem Beschauer offen und ist sorgfältig in dem Stand belassen, in dem es einst übergeben worden ist. Man schreitet fremd durch die künstlich am Leben erhaltene, dennoch verblichene Pracht der Sofakissen und Seidenstühle, der Gobelinbezüge und eingelegten Spieltischchen, der frisch gefüllten Blumenvasen und der alterslosen Nippes. An der Wand tickt eine Uhr. Durch die offenen Fenster strömt Glyzinenduft; und dennoch stehn die starren Gestalten der zahllosen Bilder wie eingefroren in ihren steifen Röcken und Uniformen. Schrecklich, so von Ahnen umstellt, seine Tage verbringen zu müssen, durch die Bedeutung der Familie genötigt und gleichsam verpflichtet zu sein zu eigener Grösse, die, wenn sie von der Aussenwelt abhängig ist wie hier, sich nach innen stürzen muss, und den Menschen zum Gefangenen macht seines Daheims, seiner Beziehungen, seines Fühlens und seines Gehabens.

Die obere Strasse hinunter nach Ermatingen bringt Weitsicht über ein Gelände, das in seiner funkelnden Pracht an Goldschmiedearbeit erinnert. Da dehnt sich die blühende Reichenau weit über den Spiegel des Sees aus, der glitzernd hinstrebt vor die turmartigen Umrisse der Silhouette von Konstanz. Ein Knabe und sein älteres Schwesterchen traben den selben Weg vor mir her. Der Kleine möchte die vom Regen blitzend gemachten Steinchen aufheben und wird hartnäckig daran verhindert.

«Ich will sie in die Tasche stecken», sagt er.

«Dann beschmutzest du dir die Tasche», erwidert die Schwester.

«Ich will sie am Brünnelein waschen.»

«Das Brünnelein ist zu kein dazu.»

«Ich will sie im Händchen tragen.»

«Dann werden deine Händchen schmutzig.»

«So will ich die Steinchen waschen, und dann will ich die Händchen waschen, und dann will ich die Taschen waschen» —

Weiss nicht, ob der Kleine sein schwerumkämpftes Ziel erreicht hat, und ob das Hindernis, das er zu überwinden suchte, «bürgerliche Tugend» oder «bürgerliche Engherzigkeit» genannt werden soll.

GETREU BIS ZUM TOD

Es war zur Zeit, als die ersten Postfluglinien in den USA eingeführt wurden.

Unsere Station war in grösster Aufregung.

«Alarm!»

«Was ist geschehen?»

«Postflugzeug N 5922 hat nicht Laredo passiert!»

«Welcher Flieger?»

«MacAlcott.»

«Er wird die Grenze nördlicher überfliegen.»

«Ausgeschlossen, strenge Instruktion.»

«Er hat doch Kurzwellentelephon, er müsste eine Panne gemeldet haben.»

«Hat Alcott Passagiere?»

«Postflugzeug, natürlich nicht. Aber 750 000 Dollar in der Post. Dazu allein, ohne Mechaniker!» . . .

Der Flughafenleiter gibt mir ein besonders starkes Glas, um den Boden abzusuchen.

Wir fliegen dreimal die von Alcott beflogene Strecke, jedesmal etwas westlicher. Es ist ausgeschlossen, dass bei diesem Wetter der Postflieger seinen Kurs verlassen hätte. Er hatte seine Flugstrecke genau abzufliegen.

Zwei Tage später werden sämtliche Suchmaschinen eingezogen. Müde sitzen wir im Pilotenzimmer.

«Gestern hat man Alcott die Wohnung gepfändet», sagt einer.

«Yes, Alcott war fertig», meinte ein anderer.

«Es gibt kein Geschäft, kein Tanzlokal in der Stadt, wo er keine Schulden hat!»

«Die Schulden werden natürlich von uns bezahlt, das ist doch klar, Boys?»

«Selbstverständlich, wir sind doch alle eine Familie!»

Jeder hängt seinen Gedanken nach. Das Zimmer ist mit Pfeifenrauch gefüllt. Unsere Gedanken gehen keinen schönen Weg. Jeder denkt dasselbe: 750 000 Dollar — und Mexiko liefert nicht aus!

Higgins kommt ins Zimmer, der älteste Flugzeugführer.

«Alcott war immer ein guter Kamerad, hilfsbereit . . ., es ist schwer, etwas zu sagen.» . . .

«Die Schulden sind ihm über den Kopf gewachsen», meint einer.

«Stopp!» Higgins haut mit der Faust auf den Tisch, dass die Aschenbecher in die Höhe springen. «Kein Wort über einen Kameraden.»

Die Zeit verging. Ueber Alcott wurde nicht mehr gesprochen. Da platzte eines Tages Jim ins Pilotenzimmer.

«Ich will verdammt sein und Benzin trinken, wenn ich nicht Alcott gesehen habe!»

Jim wird umringt. «Go on . . . los . . . erzähle!»

«Ich bin wie jeden Dienstag auf dem Flug nach Panama. Notlandung wegen Nebel in Savanilla. Die Stadt wird ja nie von amerikanischen Maschinen angeflogen. Am Abend bummle ich durch die Stadt. Da sehe ich auf der anderen Strassenseite einen Herrn stehen. Teufel, denke ich, das ist doch Alcott. Etwas verändert, mit vollem Gesicht, aber genau so sonnenverbrannt wie immer. Da hebt der Mann die Hand und kratzt sich hinterm Ohr . . . versteht ihr, genau so wie es Mac immer getan hat, wenn er ungeduldig auf etwas wartete. ‚Mac', rufe ich und stürze mich in das Gewimmel der Ochsenwagen und Maulesel. Ein daherrasendes Auto zwingt mich zurückzuspringen, spritzt mich von oben bis unten mit Dreck an, von dem diese Stadt anscheinend reichlichen Ueberfluss hat. Bevor ich mich durch die Karren durchwinden kann, sieht mich der Mann und verschwindet im Gewühl.»

«Hast du dich nach ihm erkundigt?»

«Selbstredend. Ich habe die Leute gefragt, ob